

Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

Nach zwei harmonischen Wallfahrten unseres Instituts für Kirchengeschichte nach Ostböhmen und in die Grafschaft Glatz und nach dem beeindruckenden Sudetendeutschen Tag in Augsburg, gebe ich vor der Abfahrt zur Leserreise der *Sudetendeutschen Zeitung* dieses Heft in die Druckerei. Hinter uns liegen viele Begegnungen und aufbauende Gespräche – auf beiden Wallfahrten und an dem Informationsstand in Augsburg – die uns Mut geben, unsere Arbeit in Nidda tatkräftig weiterzuführen. In diesem Jahr feiern wir ein Jubiläum: Wir sind seit 2007, also 10 Jahre in Nidda beheimatet und freuen uns über die Anerkennung unserer Arbeit, die uns durch Ihre Unterstützung immer wieder bewusst wird und uns weiterhin anspricht.

Sie sehen auf den folgenden Seiten, dass wir neue Autoren haben und dass dadurch Professor Grulich entlastet wird. Unser neues Buch *Wohin soll ich mich wenden?* von Patrick Strosche fand breite Zustimmung und wurde mit dem Hessischen Preis „Flucht, Vertreibung, Integration“ ausgezeichnet. Dass unser neuer Vorsitzender, Pfarrer Dr. Helmut Gehrman an der ersten Wallfahrt teilnahm und sie nicht nur geistlich, sondern aus seinem profunden Wissen über die Geschichte der böhmischen Länder mitgestaltete, hat die Teilnehmer beeindruckt. Auch seine Teilnahme am Sudetendeutschen Tag hat uns sehr gefreut. Er führt auch unsere Würdigung des Liederbuches von Leisentritt (Leisentrit) in diesem Heft fort und stellt uns weitere Werke dieses großen Mannes aus der Zeit der Gegenreformation vor.

Auf unserer ersten Wallfahrt referierte unser griechischer Freund Dr. Theodoros Vlachos, ein seit vielen Jahren begeisterter Teilnehmer unserer Fahrten, über die Slawenapostel Cyrill und Method, deren Leben und Bedeutung wir auf den Seiten 7 - 13 nach seinen Ausführungen bringen. Außerdem werden Sie andere interessante Beiträge finden.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen mit unseren neuen Mitteilungen viel Freude und eine informative Lektüre. Im Namen aller Mitarbeiter grüße ich Sie herzlich.

Ihre

Angelika Steinhauer

**Bitte beachten Sie unser Bücherangebot
auf Seite 32!**

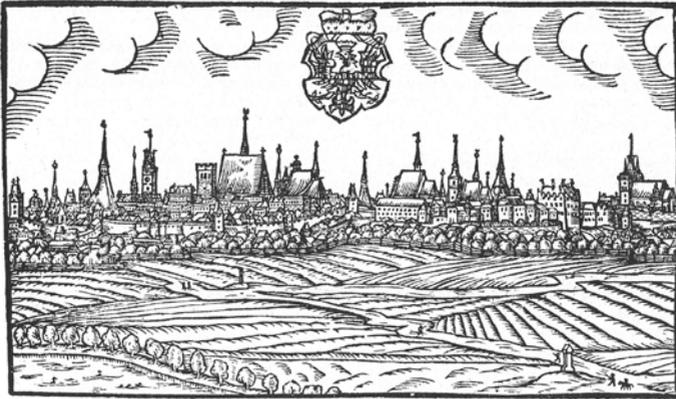
Johann Leisentrits Bedeutung für die Pastoral

Wer regelmäßig an katholischen Gottesdiensten teilnimmt, dem dürften Lieder wie „Das ist der Tag, den Gott gemacht“, „Christ fuhr gen Himmel“ und „Ave Maria klare, du lichter Morgenstern“, geläufig sein. Bei erstgenannten geht die Melodie, bei letzterem wahrscheinlich auch der Text auf den aus Mähren stammenden katholischen Geistlichen, Dichter und Komponisten Johann Leisentrit zurück. Der spätere Dekan des Kollegiatstiftes St. Peter in Bautzen und Diözesanadministrator im Gebiet der Ober- und Niederlausitz wurde im Mai 1527 in Olmütz geboren. Leisentrit(t) entstammte einer Handwerkerfamilie. Sein Vater gehörte zur Zunft der Wagenbauer und Schmiede.

Auch heutige geschichtlich interessierte Zeitgenossen, denen die bis 1945 währende Zweisprachigkeit Mährens noch bekannt sein dürfte, werden wahrscheinlich nicht wissen, dass Mähren zur Zeit Leisentrits noch viel stärker von der deutschen Sprache geprägt war, als es im 19. oder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch der Fall war. Bis ins 16. Jahrhundert waren die Städte Brünn, Iglau und Wischau mit ihrer näheren Umgebung keine Sprachinseln, sondern markierten die nördlichen Ausläufer des aus dem südlich angrenzenden Österreich nach Mähren hineinragenden deutschen Sprachgebietes. Auch Olmütz und seine Umgebung waren noch keine Sprachinsel. Die damalige mährische Hauptstadt lag an der südlichen Grenze des aus Schlesien nach Mähren hineinragenden deutschen Sprachgebietes. Von Ausnahmen abgesehen, war Südmähren in sprachlicher Hinsicht bajuwarisch, Nordmähren schlesisch geprägt. Tschechisch wurde nur noch innerhalb eines schmalen Streifens in Mittelmähren gesprochen, der zwischen Wischau und Olmütz keine dreißig Kilometer breit war. Nicht viel hätte also gefehlt und das tschechische Sprachgebiet wäre eine große, völlig vom deutschen Sprachgebiet umschlossene Sprachinsel gewesen.

Diese geschichtlichen Angaben sollen vorangestellt werden, um zu illustrieren, dass die Herkunft eines wichtigen deutschsprachigen Liederdichters aus Olmütz in Mähren, keine exotische Laune der Geschichte darstellt, sondern in Anbetracht der damals herrschenden sprachkulturellen Verhältnisse ganz natürlich war.

Zur damaligen Zeit war Olmütz die Hauptstadt Mährens, ein Status, den sie nach der Zerstörung durch die Schweden im Dreißigjährigen Krieg an Brünn abtreten musste. Olmütz galt als katholische Hochburg. Auch während der Hussitenkriege blieb die Stadt stets auf der katholischen Seite. Möglicherweise hat der Sitz eines Bischofs, später Erzbischofs, dazu beigetragen, dass die Stadt in religiöser Hinsicht



Olmütz 1593 nach Willenberg

immer eindeutig verortet blieb. Olmütz entwickelte sich unter seinem Bischof Stanislaus Thurzo zu einem Zentrum musikalischer und humanistischer Bildung in Mähren. Der Ort bot ideale Voraussetzung für eine umfängliche gediegene Ausbildung.

Es verwundert daher nicht, dass Johann Leisentrit die Klerikeraufbahn einschlägt und zunächst in Krakau katholische Theologie studiert. Im März 1549 empfängt Leisentrit die Priesterweihe und ist sehr bald danach von König Ferdinand berufen, junge Adelige in Prag zu erziehen. Die Sorge um den Erhalt des katholischen Glaubens in der Lausitz führt dazu, dass Leisentrit schon 1551 als Kanoniker und 1559 als Dekan des Kollegiatstiftes Bautzen nachzuweisen ist. Es darf daher angenommen werden, dass Leisentrit neben Deutsch auch die polnische sowie die tschechische Sprache beherrscht hat, sodass für ihn das Sorbische nicht schwer zu erlernen war.

Bautzen und die Lausitz befanden sich in der damaligen Zeit aus katholischer Sicht in einer schwierigen Lage. In Sachsen hatte sich die Reformation durchgesetzt und befand sich allgemein auch in der Lausitz auf dem Vormarsch. Die Beschlüsse des Trienter Konzils hatten noch keine spürbaren Auswirkungen. Bautzen war zu einer weit überwiegend lutherischen Stadt geworden. Nur noch 36 sorbische Familien hielten am katholischen Glauben fest. Nach der Reformation wurde der Dom 1524 de facto Simultankirche (römisch-katholisch und evangelisch-lutherisch). Er war damit die erste Simultankirche Deutschlands und eine von drei derartigen Kirchen in Ostdeutschland. Nach langen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Katholiken schlossen der Bautzener Rat und das Domstift 1543 einen ersten Vertrag, der die Nutzung der Kirche durch beide Konfessionen regelte. Dabei wurde der Chor für den katholischen, das Langhaus für



Bautzen in einer alten Ansicht

den evangelischen Gottesdienst bestimmt. Die Grenze verläuft heute noch am Lettnergitter.

Auch auf dem Lande waren es vor allem sorbischsprachige Gebiete nördlich von Bautzen, welche den katholischen Glauben beibehielten. Es gab daneben aber auch deutschsprachige Orte, die katholisch blieben, wie Jauernik südwestlich von Görlitz, sowie das Städtchen Ostritz, heute an der deutsch-polnischen Grenze gelegen, wie auch das heute polnische Katholisch-Hennersdorf, wo die Konfessionszugehörigkeit sogar für die Namensgebung des Ortes entscheidend wurde. Katholisches Glaubensleben blieb auch dort erhalten, wo es Klöster gab, die sich nicht für die Reformation öffneten. Dies war in der Stadt Lauban, heute in Polen gelegen, sowie im Kloster Marienthal in der Nähe von Ostritz der Fall.

Das war keine leichte Ausgangssituation für einen Geistlichen, dem die Aufgabe zufallen sollte, das katholische Glaubensleben in einer mittlerweile überwiegend protestantischen Umgebung zu stabilisieren und ihm wieder zu neuer Attraktivität zu verhelfen. Der letzte Bischof von Meissen, Johann von Haugwitz, der übrigens gar nicht geweiht war, trat zum Protestantismus über. Dadurch hatte die Lausitz, die zwar einerseits zum sächsischen Bistum Meissen, andererseits aber zu den habsburgischen Landen gehörte, keinen Bischof mehr. Leisentrit wurde 1561 der Titel eines Administrator Ecclesiae verliehen und hatte bischöfliche Gewalt in der Lausitz. Stütze fand Leisentrit in seiner exemten Stellung im Kaiser und dem Erzbischof von Prag. Da ihm in seiner Funktion als einer Art geistlichen Landesherrn auch viele Protestanten unterstellt waren, zeigte es sich als vorteilhaft, dass Leisentrit sein Amt mit viel Klugheit und Milde gegenüber Andersgläubigen ausüben sollte.

Die Reformation verdankte ihre Popularität weitgehend der Verwendung der Landessprache. Es wurde von vielen Menschen als

große Bereicherung gesehen, dass die Liturgie in einer ihnen verständlichen Sprache gehalten wurde. Es entstanden volkssprachliche Gesangbücher, die sehr schnell Verbreitung fanden. Es entwickelte sich eine großartige kirchlich-musikalische Kultur, die später mit Johann Sebastian Bach einen Höhepunkt erreichen sollte. Aber Voraussetzung dafür waren Kirchenlieder und Liturgie in der Volkssprache. Es mag die Einsicht in diese Zusammenhänge gewesen sein, die Leisentrit veranlasst haben mögen, selbst ein volkssprachliches Gesangbuch herauszugeben. Wenn er den Rest an verbliebenem Katholizismus in der Lausitz retten wollte, musste er dem populären lutherischen Liedgut auf der katholischen Seite etwas Gleichrangiges entgegensetzen.

So entstanden ein Taufbuch, das sechs Auflagen erlebte, ein Trauungsbuch und das Gesangbuch, das große Wirkung entfalten sollte und zu Lebzeiten Leisentrits allein schon drei Auflagen erlebte. Die Bücher entstehen einerseits in Abgrenzung zur reformatorischen Theologie, aber andererseits in Übernahme des pastoraltheologischen Ansatzes. Leisentrit hat in der Folge dieser Einsicht dann tatsächlich auch angeknüpft an ein Werk wie das des Reformtheologen Georg Wizel, der eine Zeit lang Berater des letzten katholischen Herzogs von Sachsen war. Später finden wir Wizel in ähnlicher Stellung am Hof des Fürstbistums von Fulda wieder. Ein weiteres Vorbild für Leisentrit war der Nürnberger Theologe Johann Haner, sowie der Wetzlarer Pfarrer Gerhard Lorich. Leisentrit beruft sich nicht selten auf die Schriften Wizels. Aber im Gegensatz zu seinen Vorbildern, befand sich Leisentrit in einer Stellung, in der er seine Überzeugungen durch Taten umsetzen konnte.

Bei der Herausgabe seines Gesangbuches konnte Leisentrit aber nicht auf die Unterstützung der anderen Kanoniker zählen. Manchen erschienen die Neuerungen ihres Dekans als verdächtig und sie verhielten sich ablehnend. So kann nicht verwundern, dass Leisentrit die Kosten für die Herausgabe seines Gesangbuches selbst bestreiten musste. Trotz der Mühen, Kosten und Widerstände, wurde das Gesangbuch ein großer Erfolg. Denn hier wendete sich der Herausgeber nicht an den Klerus, sondern an das einfache Kirchenvolk. Sein Gesangbuch enthält nicht nur viele Lieder in der Volkssprache, sondern auch Einführungen in die jeweiligen Zeiten des Kirchenjahres. Hier traf Leisentrit den richtigen Ton, um den Gläubigen den katholischen Gottesdienst und die dazugehörigen Glaubenswahrheiten der Kirche in einer guten Sprache ans Herz zu legen.

Johann Leisentrit starb am 24. November 1586 in Bautzen. Es war ihm in der Zeit seines Wirkens zwar nicht gelungen, Bautzen offiziell zum Sitz einer Diözese erheben zu lassen, aber er hatte das katholische Glaubensleben in der Lausitz gefestigt und mit neuem Leben



IOHANNES LEISENTRITT à Iulusberg.
Olimulio - Moravienſis .
*Divanus, Budifanus, et exordinationis Ferdinandi I. et con-
ſeſſione Zachariae Delphini Legati, Praeſidis Romani,
Adminiſtrator Episcopatus Alenſis per utramque
Litvaniam ab A. 1562.*
Nebst
dem

Johannes Leisentritt, hier in der
Schreibweise „Leisentritt“

erfüllt. Man kann die Bemühungen Leisentrits als erste erfolgreiche Operation der beginnenden gegenreformatorischen Bewegung auf dem Gebiete Deutschlands werten.

Das Gesangbuch Johannes Leisentrits wurde anlässlich des vierhundertjährigen Jubiläums 1966 beim Bärenreiter-Verlag in Kassel als Faksimileausgabe herausgegeben. Dieses Gesangbuch ragt unter den anderen Gesangbüchern der damaligen Zeit wegen der Kostbarkeit der Ausstattung und Schönheit des Druckes heraus. Es gleicht darin ähnlich aufwendigen Veröffentlichungen auf lutherischer Seite. Es ist auf Seiten

katholischer Veröffentlichungen das erste aufwendig gestaltete Gesangbuch. Inhaltlich verrät schon das Verzeichnis den Vorrang, den Leisentritt seinen pastoraltheologischen Bemühungen einräumt. Obwohl das Vorwort einen starken apologetischen Charakter trägt, enthält es schon einen Abendmahlbericht in deutscher Sprache. Darüber hinaus sind kurze, prägnante Erklärungen des jeweiligen Festgeheimnisses vorhanden. Damit greift dieses Gesangbuch in seinem Bestreben, den katholischen Gottesdienst begreiflich zu machen, seiner Zeit weit voraus.

Das Gesangbuch enthält einen hohen Anteil protestantischen Liedgutes. Da dieser Umstand katholischen Zeitgenossen nicht unbekannt bleiben konnte, verteidigte Leisentritt die Übernahme eines solchen Liedes, indem er einer möglichen Kritik durch Erläuterungen entgegentrat. So schreibt Leisentritt zur Veröffentlichung des von ihm sehr geschätzten Liedes „Jesus Christus nostra salus“ als Einführung, hier wiedergegeben in der zeitgenössischen Rechtschreibung: „Johannis Hussen Liedt (ungeacht, das er nun ketzerisch war, hat er doch sein meinung von dem Hochwirdigen Sacrament des Altars Catholischer Weis gehalten), welches kann und mag in den Catholischen Kirchen und Versammlungen sicher gesungen werden, wies in Lateinischer und Deutscher Sprach allhie in seinem alten Thon hernach verzeichnet folget.“

Auf katholischer Seite diente Leisentrit als Quelle zur Übernahme von Liedern das Gesangbuch von Michael Vehe. Des Weiteren bediente sich Leisentrit eines Gesangbuches seines Freundes Christoph Hecyrus, das nur als Manuskript vorlag und erst 1581 in Prag erscheinen sollte. Völlig neu sind insgesamt vierzig Lieder, die hier zum ersten Mal gedruckt erscheinen. Leisentrit hat dabei nicht selten neue Liedtexte mit älteren, schon bekannten Melodien unterlegt. Einige Lieder sind aber sowohl hinsichtlich des Textes als auch der Melodie komplette Neuschöpfungen. In wieweit Johann Leisentrit bei den einzelnen Liedern die Urheberschaft zugesprochen werden kann, ist nicht mehr genau auszumachen.

Insgesamt zeugt das Gesangbuch Leisentrits vom hohen pastoralen Eifer eines Hirten für seine ihm anvertraute Herde, von der geistigen Beweglichkeit des Autors, die verbunden ist mit einer großen Treue zum katholischen Glauben. Das Bemühen, diesen Glauben zu verteidigen, zu erneuern und weiter zu verbreiten, ist in diesem Werk spürbar. Das Gesangbuch ist überdies ein wichtiges Zeugnis für die geistige Schaffenskraft eines Mannes, der aus einem Gebiet stammte, dessen deutschsprachige Kultur in hoher Blüte stand und die 1945/46 auf tragische Weise vernichtet worden ist. Möge die Erinnerung an die kulturellen Leistungen eines Johann Leisentrit und anderer geistiger Größen der Sudetenländer zur Versöhnung zwischen Tschechen und Deutschen beitragen.

Helmut Gehrmann

Die Heiligen Kyrillos und Methodios, die Apostel der Slawen und Schutzpatrone Europas

Die Stadt Thessaloniki, Geburtsort von Kyrillos und Methodios, war in der byzantinischen Zeit die zweitgrößte Stadt nach der Hauptstadt Konstantinopel. Heute ist Thessaloniki wieder nach Athen die zweitgrößte Stadt Griechenlands. Thessaloniki wurde im Jahre 315 v. Chr. vom Makedonischen König Kassandros gegründet. Zu Ehren seiner Frau Thessalonike gab er der Stadt ihren Namen.

Im 9. Jahrhundert wurde die Stadt Thessaloniki von einem Statthalter aus dem höchsten byzantinischen Adel, namens Leo, verwaltet. Leo trug den Titel Drugarios, den Rang eines höheren Offiziers, dem etwa zweitausend Soldaten unterstanden. Es wird berichtet: „Leo war fromm und gerecht und achtete vollkommen alle Gebote Gottes.“ Leo hatte sieben Kinder. Das jüngste Kind war Konstantin, der sich später als Mönch Kyrillos nannte. Ein Bruder von ihm war Michael, mit Mönchsnamen Methodios.

Kyrillos wurde im Jahre 827 geboren, Methodios bereits 815. In Thessaloniki genossen beide Brüder ihre Grundausbildung. Sie erlernten zudem die slawische Umgangssprache, die hebräische, syrische und arabische Sprache. Methodios erhielt außerdem eine juristische, militärische und diplomatische Ausbildung und wurde Statthalter im slawischen Gebiet, wo er mehrere slawische Dialekte erlernte.

Konstantin wird als geistige Kapazität beschrieben. Als er 14 Jahre alt war, starb sein Vater. Der Logothet Theoklitos, ein enger Verwandter Konstantins, schickte ihn an die Hochschule nach Konstantinopel. Dort studierte er Geometrie, Astronomie, Musik, Rhetorik, Dialektik, Theologie und Philosophie. Nach seinen Studien war er als Bibliothekar der Patriarchalbibliothek tätig und lehrte gleichzeitig Theologie. Von dieser Zeit an hieß er Konstantin der Philosoph und nahm erst kurz vor seinem Lebensende den Namen Kyrillos an.

Im Jahre 856 wurde sein Beschützer Theoklitos ermordet. Dies beeinflusste Konstantin so sehr, dass er Konstantinopel verließ und ins Kloster Polychronion auf den Berg Olymp in Bithynien ging. Dieses Kloster war zu jener Zeit so bekannt wie später der Berg Athos. In diesem Kloster lebte auch sein Bruder Methodios, der vorher alle weltlichen Ämter aufgegeben hatte.

Sehr lange blieb aber Konstantin nicht im Kloster. Kaiser Michael III. und Patriarch Photios holten ihn aus dem Kloster und brachten ihn nach Konstantinopel; die Chazaren nämlich hatten Boten zum Kaiser geschickt und ihn ersucht, ihnen einen gelehrten Mann zu schicken. Dieser sollte sie über das Christentum unterrichten. Die Chazaren waren ein Turkvolk, das nördlich des Schwarzen Meeres lebte. Patriarch Photios, einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit, erkannte sehr schnell die Fähigkeiten Konstantins und glaubte, er wäre in der Lage, andere Völker zu christianisieren. Er überzeugte auch Kaiser Michael III. von dieser Vorstellung. Als der Kaiser Konstantin traf, berichtete er ihm über den Wunsch der Chazaren und sagte: „Geh zu diesen Menschen, Philosoph, und steh ihnen Rede und Antwort über die Heilige Dreifaltigkeit und deren Beistand. Denn niemand anderer kann das würdiger tun als du.“ Konstantin war einverstanden. Er nahm zu dieser Mission im Herbst 860 seinen Bruder Methodios mit. Methodios besaß nicht nur gute theologische Kenntnisse, er war auch anerkannt als ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Diplomat.

Die Dialoge zwischen Konstantin und Methodios einerseits, sowie den Juden und Mohammedanern andererseits, im Palast des Chazarenfürsten (Khan) gestalteten sich äußerst schwierig. Einigen Quellen zufolge war der Khan vom Christentum nicht überzeugt und überließ es seinem Volk, die Religion zu wählen, die es wollte. Nach anderen Quellen aber war der Khan vom Christentum überzeugt und schickte

dem Kaiser folgenden Brief: „Du hast uns, Herrscher, einen solchen Mann gesandt, der uns durch Wort und Tat überzeugt, dass der christliche Glauben der wahre Glauben ist.“ Als der Khan Konstantin und Methodios am Ende verabschiedete, wollte er ihnen viele Geschenke überreichen. Sie aber wollten keine Geschenke, sondern die griechischen Gefangenen, die dort waren, mitnehmen. Der Khan hat diesen Quellen zufolge tatsächlich alle Gefangenen freigelassen.

Den beiden Brüdern war zu Ohren gekommen, dass der Heilige Papst Klemens, der dritte Bischof von Rom, der Überlieferung nach auf der Krim den Märtyrertod um das Jahr 100 gefunden

hatte. Konstantin war davon überzeugt, dass er nach langem Suchen während seines Aufenthalts bei den Chazaren die Reliquien des Heiligen Klemens aus dem Meer geborgen hatte.

Schließlich glücklich nach Konstantinopel zurückgekehrt, dankten die beiden Brüder in der Hagia Sophia Gott für die geglückte Mission und überließen der Hagia Sophia Teile der kostbaren Reliquien vom Heiligen Klemens. Patriarch Photios bot Methodios an, Metropolit zu werden, was dieser aber ablehnte. Er wurde Abt des Klosters Polychronion, in dem er schon vorher gelebt hatte. Konstantin wurde Professor für Philosophie an der Patriarchalischen Hochschule Zwölf Apostel.

Zur Ruhe kamen die beiden Brüder aber nicht, denn Kaiser Michael III. hatte eine neue Mission für sie. Der Fürst von Mähren, Rastislaw, schickte nämlich im Jahre 862 folgende Nachricht an Kaiser Michael: „Da sich unser Volk vom Heidentum abgewandt hat und sich nun an das christliche Gesetz hält, haben wir keinen Lehrer, der uns in unserer Sprache den wahren christlichen Glauben erklären könnte. Sende uns daher, Herrscher, einen Bischof und einen solchen Lehrer, der unserer Sprache mächtig ist. Denn von euch geht in alle Länder stets ein gutes Gesetz aus.“ Hier muss betont werden, dass Mähren eindeutig zum Jurisdiktionsbereich des weströmischen Gebietes



*Cyrrill und Method
Bulgarische Ikone des
19. Jahrhunderts.*

gehörte und dem Bischof von Rom (Papst) unterstand. Es war schon weitgehend christianisiert. Sowohl Getaufte wie nicht Getaufte wussten aber wenig über den christlichen Glauben, denn sie waren gezwungen, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu verfolgen, obwohl sie kein Lateinisch konnten. Die Vertreter des Papstes waren aber der Meinung, das Christentum könne nur in lateinischer, griechischer oder hebräischer Sprache weitergegeben werden, den Sprachen der Inschrift am Kreuze Jesu. Neben dem Problem der Sprache fürchtete der Fürst Rastislav auch den Einfluss des fränkischen Klerus.

Kaiser Michael und Patriarch Photios erkannten, wie wichtig es für Byzanz sein könnte, dem Wunsch des mährischen Fürsten zu entsprechen. Der Kaiser ließ den Philosophen Konstantin kommen und informierte ihn über den Wunsch des mährischen Fürsten: „Philosoph, ich weiß, dass du sehr beschäftigt bist. Aber es ist deiner würdig, dorthin zu gehen, denn diesen Auftrag kann keiner so ausführen wie du.“ Konstantin antwortete dem Kaiser, dass er gerne den Auftrag annehme, obwohl er gesundheitliche Probleme habe.

Konstantin und Methodios waren der Meinung, dass jedes Volk das Recht habe, Gott in seiner eigenen Sprache zu preisen. So schufen die Brüder noch in Konstantinopel ein neues Alphabet. Dieses Alphabet kam phonetisch der bis dahin nur gesprochenen slawischen Sprache näher. Für Laute, die im griechischen Alphabet nicht vorkamen, wurden andere Buchstaben geschaffen. Diese Schrift war das Glagolitische; sie wurde später durch das Kyrillische ersetzt.

Die Brüder übersetzten die Heilige Schrift, viele liturgische und theologische Bücher sowie die christliche liturgische Hymnologie in die altslawische Sprache.

Kaiser Michael III. sandte die beiden Brüder mit vielen Geschenken zum Fürsten von Mähren. An Rastislav schrieb er folgenden Brief: „Gott, der jedem befiehlt, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen und nach größerer Würde zu streben, hat deinen Glauben erkannt. Und er hat das große Wunder vollbracht, in unserer Zeit Buchstaben in eurer Sprache zu offenbaren, die sonst nicht mehr gegeben worden sind. Damit werdet auch ihr den großen Völkern, die Gott in ihrer Sprache preisen, zugerechnet. Und deshalb haben wir denjenigen gesandt, dem Gott dies offenbarte, einen ehrwürdigen und frommen Mann, einen sehr gelehrten Philosophen.“

In Mähren im Jahre 863 angekommen, wurden die Brüder mit großen Ehren empfangen. Es wurden ihnen viele Schüler zur Seite gestellt. Konstantin und Methodios blieben 40 Monate lang in Mähren. Sie gründeten eine Schule und lehrten die glagolitische Schrift. Deren Schüler gingen bis an die Grenzen des Landes und zum Teil darüber hinaus und verbreiteten das Christentum in der slawi-

schen Sprache. Die erfolgreiche Mission der beiden Brüder sahen die fränkischen Bischöfe, die in Mähren mit der Christianisierung begonnen hatten, nicht positiv. Es folgten Auseinandersetzungen. Auch diejenigen mährischen Kleriker, die sich zu den fränkischen Geistlichen bekannten, hatten den Thessalonikern Schwierigkeiten gemacht. Um die Beziehungen zwischen Papst und Patriarch nicht zu belasten, reisten beide Brüder im Jahre 867 nach Rom, um den Papst zu treffen. In Venedig, auf dem Weg nach Rom, hatten sie zunächst mit den sogenannten „Dreisprachlern“ schwierige Diskussionen führen müssen. Es waren dies jene Theologen, die glaubten, dass nur in Griechisch, Lateinisch oder Hebräisch die Liturgie gefeiert werden könne. Schließlich konnten die beiden Brüder die „Dreisprachler“ davon überzeugen, dass die slawischen Völker das Recht hätten, in eigener Sprache den Gottesdienst zu zelebrieren.

Nach diesem Aufenthalt in Venedig wurden sie von Papst Nikolaus I. nach Rom eingeladen. Als sie 868 in Rom ankamen, war bereits Papst Adrian II. Nachfolger von Papst Nikolaus. Dieser empfing die beiden Brüder in einer großartigen Prozession, nachdem er sie gesegnet hatte. Die zahlreichen Teilnehmer der Prozession trugen Kerzen und folgten dem Kreuz. Danach segnete der Papst die liturgischen Bücher in glagolitischer Sprache. Die mitgereisten Schüler von Konstantin und Methodios wurden vom Papst zu Priestern und Diakonen geweiht. Danach kehrten sie nach Mähren zurück.

Während seines Aufenthalts in Rom erkrankte Konstantin sehr schwer und trat in ein Kloster ein. Dort soll er nach einigen Quellen Mönch geworden sein und den Namen Kyrillos angenommen haben. Nach anderen Quellen soll er schon früher in Konstantinopel zum Priester geweiht worden sein. Am 14. Februar 869 starb Kyrillos in Rom. Der Papst lud alle Griechen, die in Rom lebten, und alle Römer ein, mit Kerzen an seinem Sarg zu stehen.

Bruder Methodios sagte dem Papst: „Unsere Mutter hat uns beschworen, dass der, der vor das Gericht tritt, in sein Kloster überführt und dort begraben werden soll.“ Der Papst akzeptierte dies, aber die römischen Bischöfe waren der Meinung, dass Kyrillos, der sich in so zahlreichen Ländern aufgehalten habe, in Rom begraben werden sollte und zwar in San Clemente.

Nach dem Tod von Kyrillos 869 ernannte Papst Hadrian Methodios zum Erzbischof von Mähren und Pannonien. Es war der Bischofsstuhl von Andronikus, einer der sieben Apostel, die nach dem Römerbrief (16,7) von Christus ausgesandt waren. An die Fürsten dieser Länder, Rastislav und Kosel, schickte Hadrian folgenden Brief: „Wir senden zu euch unseren ehrwürdigen Bruder Method als Erzbischof für eure Länder. Er möge euch in eurer Sprache unterrichten, in die er die Heilige Schrift übersetzt hat, damit das Wort des Propheten in Erfül-

lung geht.“ Methodios war in seinem neuen Amt so tatkräftig, dass die bayerischen und fränkischen Bischöfe ihn beneideten. Außer den vielen religiösen Büchern, die Methodios vom Griechischen in die slawische Schrift-Sprache übersetzte, hat er den Nomokanon verfasst. Es handelt sich dabei um einen Gerichtskodex für Laien in slawischer Sprache. Der Nomokanon ist das älteste slawische Gesetzbuch.

Die bayerischen und fränkischen Bischöfe überzeugten den Nachfolger von Rastislav, Swentopulk, davon, dass Methodios nicht der richtige Bischof für sein Land sei und machten 870 Methodios in Regensburg den Prozess. Methodios wurde verurteilt, gefangen genommen und war in Ellwangen in Haft. Nach der Verurteilung von Methodios brach aber eine große Unruhe in Mähren und Pannonien aus, derzufolge alle deutschen Bischöfe vertrieben wurden.

Im Jahre 873 wurde Methodios nach einer Intervention von Papst Johannes VIII. freigelassen und hätte in sein Bistum zurückkehren dürfen. Die Freilassung war aber verbunden mit einer Vereinbarung zwischen dem Papst sowie den bayerischen und fränkischen Bischöfen, die in Mähren und Pannonien tätig waren. Der größte Widersacher von Erzbischof Methodios war der Alemanne Wiching, der Bischof von Neutra. Er hatte erreicht, den Fürsten Swentopulk auf seine Seite zu ziehen. Methodios aber hatte stets die Unterstützung von Papst Johannes VIII. und Methodios durfte schließlich zu seinem Bischofsitz zurückkehren, allerdings mit der Auflage, die slawische Sprache für die Liturgie nicht zu benutzen, nur in seinen Predigten.

Methodios achtete dieses Verbot aber nicht, sondern setzte vielmehr seine Evangelisierung in slawischer Sprache fort. Die Gegner von Methodios berichteten dem Papst davon. Im Jahre 879 musste sich deshalb Methodios vor dem Papst verteidigen. Methodios konnte sich vor dem Papst rechtfertigen und der Papst schickte ihn wieder in seine Diözese zurück. Er dürfe die Liturgie in slawischer Sprache feiern, aber er sollte das Evangelium zuerst in Lateinisch und dann in Slawisch verlesen.

880 oder 881 begab sich Erzbischof Methodios nach Konstantinopel, wo er von Kaiser Basileios I. und Patriarch Photios mit großen Ehren empfangen wurde. Obwohl sich Methodios in seiner Heimat wohlfühlte, kehrte er nach Mähren zurück. Die Auseinandersetzungen mit den Lateinern setzten sich aber fort, so dass Methodios schließlich sein Bischofsamt aufgab und sich nur mit Übersetzungen von liturgischen Büchern vom Griechischen ins Slawische befasste.

Am 6. April 885 starb Methodios in Mähren. Der Totenliturgie, die von seinen Schülern in griechischer, slawischer und lateinischer Sprache gehalten wurde, wohnten unzählige Menschen bei. Sein Sarg wurde bis heute nicht gefunden.

Sein Nachfolger im Bischofsamt, der Hauptwidersacher von Methodios, Wiching, ließ die Schüler von Methodios verfolgen. Einer von ihnen namens Klemens ging nach Bulgarien und verbreitete dort die Liturgie in slawischer Sprache.

Die Verurteilung und Gefangennahme von Methodios und die Verfolgung seiner Schüler bleiben immer ein dunkles Kapitel in den Beziehungen der West- und Ostkirche. Viele westliche Kirchenführer bedauern dieses Unrecht und haben es „aus der Mitte und dem Gedächtnis der Kirche genommen“. Es ist bis heute unvorstellbar, was Kyrillos und Methodios in Mähren geleistet hatten: Die beiden Brüder haben mit ihrem Werk die Basis für die slawische Orthodoxie und slawische Kultur gelegt.

Beide Brüder wurden als Heilige verehrt. Im Jahre 1980 hat Papst Johannes Paul II. sie dem heiligen Benedikt als Schutzpatrone Europas zur Seite gestellt. Die Orthodoxen gedenken der beiden Brüder am 11. Mai, die Katholiken seit dem 2. Vatikanum am 14. Februar, die Tschechen am 5. Juli, der in Tschechien Feiertag ist. Beim Katholikentag in Prag im Jahre 1860 stellte Kanonikus Stulc den ersten tschechischen Cyrill- und Method-Verein vor.

Nach der Vita Methodii soll Methodios im Klostergefängnis des Klosters in Ellwangen drei Jahre inhaftiert gewesen sein. Nach unseren Forschungen soll Methodios auf der Klosterinsel Reichenau am Bodensee in Haft gehalten worden sein. Die Ellwanger jedenfalls sind davon überzeugt, dass Methodios in Ellwangen gefangen war. Deswegen richtete die Stadt Ellwangen zu Ehren von Methodios eine Gebetsstätte ein, die jährlich von zahlreichen Pilgern besucht wird. Zwei Ikonen sind an der Nordmauer des Klosters angebracht. Dargestellt sind die beiden Brüder Methodios und Kyrillos.

In Regensburg, wo Methodios der Prozess gemacht worden war, fand anlässlich des 1100. Todestages von Methodios vom 17. bis 24. September 1985 ein Symposium statt. Das internationale Symposium wurde organisiert vom Ostkirchlichen Institut in Zusammenarbeit mit der Universität Regensburg. Bulgarien schickte zu diesem Symposium eine starke Delegation von Wissenschaftlern. Die Bulgaren brachten eine bronzene Gedenktafel mit der Aufschrift „Zum Gedenken an den großen Slawenapostel Methodios und seinen Aufenthalt in Regensburg im Jahre 870, gestiftet von dem dankbaren bulgarischen Volk, 1985“ mit.

Im Jahre 2013 wurde in Mähren der 1150. Jahrestag der Ankunft der Brüder Kyrillos und Methodios im Jahre 863 im Großmährischen Reich feierlich begangen. Über 60 000 Gläubige kamen nach Velehrad.

Theodoros Vlachos sprach zu dem Thema auf unserer ersten Wallfahrt nach Ostböhmen und Schlesien.

Zwei Wallfahrten nach Ostböhmen und Schlesien

Mit Grulich nach Grulich

Im Rahmen der seit langem vom Haus Königstein in Nidda organisierten Studien- und Wallfahrten fuhren im Mai zweimal je ein Bus mit Interessierten aus dem ganzen Bundesgebiet und der Schweiz nach Ostböhmen und Schlesien. Prof. Grulich hatte das Programm für diese als Wallfahrt gestaltete Fahrten ausgearbeitet und sachkundig begleitet. Pfarrer Helmut Gehrman, dem Nachfolger von Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl als Vorsitzender des Instituts, oblag die geistliche Leitung bei der ersten Fahrt, Pater Hermann Joseph bei der zweiten, die dasselbe Programm hatte. Erstes Ziel war die beeindruckende Altstadt von Königgrätz mit ihrem Dom und der Besuch des Grabes des Bekennerbischofs Erzbischof Karel Otčenášek, der 1950 geheim geweiht worden war und erst 1990 nach der Wende als Bischof seine Diözese übernehmen durfte. Prof. Grulich konnte auf der ganzen Reise neben den kirchenhistorischen auch fundierte Informationen zur Geschichte der jeweiligen Städte beitragen. So durften auch die Schlacht von Königgrätz von 1866 mit den tragischen Auswirkungen für Deutschland und der Ausschluss von Österreich aus dem Deutschen Bund nicht fehlen.

Nach einem Besuch und einem Gottesdienst in der Wallfahrtskirche auf dem Muttergottesberg bei Grulich ging es weiter in die Grafschaft Glatz nach Bad Altheide, neben Bad Kudowa, Bad Landeck und Bad Reinerz, einem der auch heute noch sehr bekannten Kurorte. Diese gaben der Grafschaft ehemals auch den Titel „Gesundbrunnen Deutschland“. Sie gehörte bis 1740 zu den Ländern der „Böhmischen Krone“ und kirchlich sogar bis 1972 zum Erzbistum Prag. Nach der Führung durch Glatz, dem ältesten geschichtlich bezeugten Ort Schlesiens, mit der Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt von 1430 und dem Gedenken an die Priester und Märtyrer Andreas Faulhaber und Gerhard Hirschfelder war Gelegenheit, die durch den preußischen König Friedrich. II (den Großen) 1742 erbaute Festungsanlage auf dem Schlossberg zu besichtigen. Der Priester Faulhaber wurde auf Befehl von König Friedrich gehängt, und zwar als Opfer des Beichtgeheimnisses. Kaplan Hirschfelder starb als Märtyrer im KZ Dachau.

Weitere Ziele waren Altwilmsdorf und die Wallfahrtskirche Maria Schnee mit der Schwarzen Madonna von Mittelwalde. Auch in Wartha feierten die Reisegruppen einen beeindruckenden Gottesdienst. Dort befindet sich die älteste romanische Gottesmutter-Holzfigur des ehemaligen deutschen Ostens, das unser Titelbild auf dem Umschlag zeigt. Die 2013 durch die EU restaurierte große „Eberhardt“-Orgel von 1759 mit 50 Registern gehört zu den prachtvollsten Instrumenten des

späten Barock in Niederschlesien. Die bewegliche Krippe in der Krypta der Kirche brachte nicht nur Kinder zum Schmunzeln, da außer der Krippe in Bethlehem auch die Urgeschichte mit Dinosauriern und die polnische Geschichte bis in die Nachkriegszeit dargestellt ist.

Weitere Stationen waren Ottmachau und Patschkau mit prächtigen Kirchen, ferner Jauernig mit dem Schloss Johannesberg und Weidenau, wo es früher ein Priesterseminar gab, und Weißwasser, wo sich nach dem Zweiten Weltkrieg das größte KZ-Kloster



Grulich erklärt Albendorf

der Tschechoslowakei befand. Neisse, das „Schlesische Rom“ beeindruckte durch seine, oft im Jugendstil erbauten Häuser am Rathausplatz, dem Ring. Auf dem ehemaligen „Jerusalem Friedhof“ befindet sich das Grab Josephs Freiherr von Eichendorff. Über Ziegenhals und Neustadt fuhr die Gruppe weiter nach Oberglogau.

Ein Höhepunkt der Wallfahrt war der Besuch von Albendorf, dem „Niederschlesischen Jerusalem“. Die große Wallfahrtskirche im Stil der Spätrenaissance wurde 1936 von Papst Pius XI. zur Basilika erhoben. Im Hochaltar befindet sich als Kleinod, die Albendorfer Madonna, Patronin der Glatzer Region und Patronin der Familien. Die Gestaltung der Kirche entspricht dem Jerusalemer Tempel Vorbild, 33 Stufen, dem Lebensalter Jesu entsprechend, führen zu ihr empor. Die Anlage des Kalvarienberges mit 92 Stationen stammt aus dem 18. Jahrhundert. Albendorf gilt als Perle unter den Kunstdenkmälern der Region.

Auf der Heimreise besuchten die Pilger noch das alte Kloster Braunau und konnten auf der Weiterfahrt bei einer kleinen Stadtrundfahrt die „Goldene Stadt“ Prag bewundern, die Stadt, in der deutsche Kaiser viele Jahre länger residierten, als in Berlin.

Brigitta Gebauer

Heimatpolitische Gedenktage 2017

Im Vorjahr hatte die Volksgruppe mit Recht zu verschiedenen Terminen und Orten der organisierten Vertreibung gedacht und an die Aufnahme in Deutschland erinnert. Besonders eindrucksvoll sei die Veranstaltung im ehemaligen Lager Wiesau gewesen, das neben Furth im Wald die wichtigste Station für die vertriebenen Sudetendeutschen bei der Ankunft in Bayern war. Im Haus Königstein im hessischen Nidda dankte Professor Grulich der Landesgruppe Bayern für diese würdevolle Feier und rief das Jahr 1947 ins Gedächtnis, in dem noch bei den meisten Vertriebenen die Hoffnung auf Rückkehr lebendig war. So habe auch Papst Pius XII. am 25. Februar 1946 in seiner Ansprache an die Botschafter beim Vatikan über Friedenssicherung gesprochen und noch gehofft, „dass den Verbannten und Flüchtlingen die Rückkehr gestattet würde“.

Im März 1947 fand in Königstein die erste Tagung vertriebener ostdeutscher Priester statt, die als „offizielle Vertreter von 2300 heimatvertriebenen römisch-katholischen Priestern aus Ostdeutschland, dem Sudetenland und dem Südosten“ in dem 1946 entstandenen „Vaterhaus der Vertriebenen“ die pastorale Situation angesichts der Vertreibung analysierten. In einer gemeinsamen Erklärung erbaten sie von den maßgebenden Autoritäten für sich und die von ihnen betreuten, aus der angestammten Heimat vertriebenen Deutschen die Rückkehr in die alte Heimat und eine Wiedergutmachung der Vertreibung.

Grulich wies auch auf eine zweite Petition hin, die Wenzel Jaksch mit führenden Sozialdemokraten bereits am 1. März 1947 von London aus an die Unterzeichnermächte der Potsdamer Konferenz und an den Generalsekretär der Vereinten Nationen richtete. Diese Petition erschien im selben Jahr unter dem Titel *Wir heischen Gehör. Ein wichtiges historisches Dokument für die Wiedergutmachung der völkerrechtswidrigen Ausweisungen* im Verlag *Das Volk* in München mit einer Einleitung von Richard Reitzner. Der Mitstreiter von Wenzel Jaksch gehörte wie die Unterzeichner der Petition während des Krieges in London der „Exekutive der sudetendeutschen Sozialdemokraten im Ausland“ an und er war es, der 1950 am 4. August, einen Tag vor der Unterzeichnung der Charta der Vertriebenen, für die sudetendeutschen Sozialdemokraten und die Seligergemeinde das Wiesbadener Abkommen mit General Lev Prchala unterschrieb.

Reitzner betont das „Recht der Entrechteten“ und ist sich bewusst, dass die Überreichung der Petition „zunächst nur einen Akt von symbolhafter Bedeutung darstellte“. Er weiß, dass zwischen der Anmeldung des verletzten Rechts und der Wiederherstellung des Rechts

meist ein langer Weg ist. Aber die Unterzeichner der Petition sagten sich, dass das verletzte Recht zunächst eingefordert werden muss, um überhaupt gehört zu werden. Reitzner würdigt, dass die Politik der sudetendeutschen Sozialdemokraten in der Emigration „untrennbar mit dem Namen und der moralischen Führung von Wenzel Jaksch verbunden“ ist, der das geistige Zentrum der gesamten Sudeten-Emigration bildete und nach dem Krieg den Kampf für Heimat und Gerechtigkeit weiterführte.

Die Petition beruft sich darauf, dass ihre Unterzeichner „frei gewählte Vertreter der sozialdemokratischen Sudetenarbeiter im letzten Vorkriegs-Parlament der Tschechoslowakei“ waren und daraus das Recht ableiten, „als Sprecher des Sudetenvolkes bei der Friedensregelung gehört zu werden“. Grulich bedauerte, dass diese Stimmen heute so wenig bekannt, ja vergessen seien. Jaksch stellte in der Petition die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg vor und die Entwicklung von dem Münchner Abkommen.

Mit Dokumenten und auch mit tschechischen Zeugnissen erläutern Wenzel Jaksch und seine Mitstreiter, dass die Zerstückelung der Tschechoslowakei im Jahre 1938 „nicht das Ergebnis einer innerstaatlichen Verschwörung staatsfeindlicher Minderheiten gewesen ist, sondern durch äußere Kräfte verursacht worden war“. Dagegen hatten teilweise die „Sudeten-Nazi ...tschechische Unterstützung“, wie das Buch *Munich. Before and After* des tschechischen Ministers Ripka belegt. So stellt die Petition fest: „Unser Volk wurde in Potsdam in absentia gerichtet. Der Urteilsspruch über unser Volk wurde gefällt, ohne dass man es gehört, ja ohne dass man auch nur das ihm so außerordentlich günstige Zeugnis von alliierter Seite beachtet hätte, das greifbar zur Hand gewesen wäre.“

Die Unterzeichner zeigen den „Kardinalfehler“ der tschechischen Politik auf, den auch Minister Ripka nannte, als er den Anteil des tschechischen Nationalismus am Totlauf der tschechisch-sudetendemokratischen Beziehungen vor München außerordentlich klar zusammenfasste: „Unser Kardinalfehler war es, meiner Meinung nach, dass wir nicht versuchten, uns lieber mit dem sudetendeutschen Volk, statt mit Henlein auszugleichen.“

Die Petition hebt hervor, dass in Potsdam die Eigentumsrechte der Vertriebenen nicht einmal erwähnt wurden und daher weiter in Kraft seien. Auch weisen Jaksch und seine Mitstreiter nach, dass die Dekrete des Präsidenten Beneš im Widerspruch zum Geist der tschechoslowakischen Verfassung stünden.

Grulich stellte bei seinen Ausführungen dann die Frage, welcher deutsche Politiker heute im Zeitalter der political correctness den Mut habe, wie Wenzel Jaksch festzustellen, dass die „meisten aller bekannter teuflischen Praktiken der hitlerischen Konzentrations-

lager, einschließlich der körperlichen Torturen, des Prügelns von Frauen, des vorsätzlichen Verhungernlassens, der Verweigerung ärztlichen Beistandes und dgl. mehr in den Konzentrationslagern der Tschechoslowakei“ an der Tagesordnung waren. Grulich kündigte an, dieses Thema der damaligen Hoffnung auf Rückkehr auch zu einem Thema eines Tages der offenen Tür in Geiß-Nidda zu machen, aber auch andere wichtige Gedenktage dieses Jahres.

Als solche nannte er die Gründung des Sudetendeutschen Rates 1947, ferner den 70. Todestag des Generalvikars von Branitz und Weihbischofs von Olmütz Joseph Martin Nathan am 30. Januar, den 150. Geburtstag des Vorsitzenden der Deutschen Christlich-Sozialen Partei und Abgeordneten im Prager Parlament Prälat und Professor Karl Hilgenreiner am 22. Februar. Über Weihbischof Nathan und Professor Hilgenreiner berichteten wir bereits in Heft 1/2017. Über den 50. Todestag des Generalvikars von Schlackenwerth Prälat Karl Bock am 30. Juni, den 70. Todestag des ersten Vertriebenenbischofs Maximilian Kaller am 7. Juli und den 50. Todestag von Minister Christoph Seebohm, des Sprechers der Sudetendeutschen Landsmannschaft, am 17. September dieses Jahres werden wir im nächsten Heft informieren.

Angelika Steinhauer

Karl Faustin Klostermann

Ein Dichter des Böhmerwaldes

Adalbert Stifter ist für uns der Dichter des Böhmerwalds. Es gibt aber noch einen Dichter, der sehr viel über den Böhmerwald geschrieben hat und der bei uns Deutschen kaum bekannt ist, ja lange Zeit richtig abgelehnt wurde: Karl Faustin Klostermann, der sich später Karel Klostermann genannt hat.

Am 13. Februar 1848 in Haag/Oberösterreich geboren, war er doch ein echter Böhmerwälder. Vor allem während seiner Ferien bei Verwandten in Rehberg lernte er die Natur und die Menschen dort kennen und lieben. Sein Medizinstudium in Wien musste er abbrechen, war als Hauslehrer tätig und fand dann eine Stelle als Lehrer für Deutsch und Französisch an der Realschule in Pilsen.

Seit 1875 war er mit Marie Carmine verheiratet. Nach ihrem Tod schloss er eine zweite Ehe mit der tschechischen Fabrikantenwitwe Bettyna Jurankova. Ab 1907 gehörte er dem Stadtrat von Pilsen an, war Referent für Gesundheitswesen und Volksbüchereien sowie Mitglied der Kommission für Tourismus. Er starb am 16. Juli 1923 und wurde am Wenzelsfriedhof in Pilsen in einem Ehrengrab bestattet.

Seit 1885 schrieb er unter dem Pseudonym „Faustin“ im Feuilleton-Teil der Zeitschrift *Politik* Erzählungen, die alle Landschaften, Natur und Menschen des Böhmerwaldes zum Thema hatten. Klar war, dass dieser Faustin den Böhmerwald kannte und dass er entschieden das Ideal eines friedlichen Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen vertrat. 1890 gab er unter seinem richtigen Namen in Pilsen ein Büchlein mit dem Titel *Böhmerwaldskizzen* heraus. Es enthielt ungekürzt und unverändert die ersten 16 Artikel der in der Zeitung *Politik* erschienenen Serie. Bei den Lesern der Zeitung waren die Erzählungen aus dem Böhmerwald recht beliebt, die Bücherleser, die sich



Karl Faustin Klostermann

hier aber an Stifter orientierten, waren von den *Böhmerwaldskizzen* enttäuscht. Enttäuscht war auch der Autor Klostermann.

1892 bat ihn Václav Vlček, der Herausgeber der tschechischen Zeitschrift *Osvěta*, um eine Erzählung aus den Böhmerwald. Und Klostermann lieferte ihm die umfangreiche Erzählung *Der Sohn des Freirichters*. Er schildert hier, wie ein künischer Freibauer durch eigene Dummheit, gerissene Holzhändler und wegen der Unzufriedenheit seiner Frau den ererbten Hof verliert. Diese Erzählung fand bei den Tschechen ein positives Echo. Dadurch ermutigt, schrieb er in Tschechisch seinen ersten tschechischen Roman *Aus der Welt der Waldeinsamkeiten* und erhielt dafür auf Anhieb den Jahrespreis der Tschechischen Akademie, die höchste Auszeichnung für Literaten. Von jetzt ab hat er vor allem tschechisch geschrieben.

Den Rahmen für die *Böhmerwaldskizzen* bildet eine Tour durch den Böhmerwald. Sie beginnt bei Böhmischem Eisenstein, führt u. a. über Rehberg zum Lusen und zur Moldauquelle nach Buchwald und Außergefeld. Im Vorwort dazu betonte Klostermann, dass er sich die

Aufgabe gestellt habe, nicht bloß den freundlichen Leser zu unterhalten, sondern zu zeigen, wie mit einer rauhen, oft unbarmherzigen Natur gekämpft werden müsse, um ihr das tägliche Brot abzurufen.

Der Roman *Im Böhmerwaldparadies*, erstmals veröffentlicht 1893, hat in seiner tschechischen Fassung zwölf Auflagen erlebt. Mit dem Begriff „Paradies“ bezeichnet Klostermann nicht eine heitere, idyllische Welt, dieser steht vielmehr recht sarkastisch für eine Situation, die der Hölle näher liegt als dem Himmel. Ein gewaltiger Orkan hatte im nördlichen Teil des Böhmerwaldes gewütet und in nur sechs Stunden fast den gesamten Wald umgerissen und entwurzelt. Da das Holz nicht rasch genug aufgearbeitet werden konnte, kam es zu einer explosionsartigen Vermehrung des Borkenkäfers, der nun den restlichen Wald vernichtete.

Am Beispiel einer ursprünglich sehr reichen Bauernfamilie schildert Klostermann, wie Arbeitskräfte Mangelware und für die Besitzer der großen Reviere „Goldes wert“ wurden. Über den Böhmerwald ergoss sich ein wahrer Geldsegen, mit dem die meisten nichts Vernünftiges anfangen konnten, und so wurden die alten Werte, die auf Brauch, Sitte und Religion begründet waren, missachtet.

In der recht umfangreichen Erzählung *Der Herr Professor*, als *Pan Professor* im Jahre 1894 erschienen, beschreibt Klostermann das Schicksal des jungen Professors Jan Chlumák in der alten Bergwerkstadt Bergreichenstein, wie dieser durch die Spießigkeit und geistige Enge der Bewohner der Kleinstadt ruiniert wird.

Als Klostermann 1923 starb, umfasste sein Gesamtwerk ein deutsches Buch, die *Böhmerwaldskizzen*, und 30 tschechische. Für fünf hat er, der Deutsche, den Preis der Tschechischen Akademie erhalten.

Anders als Stifter hat er in seinen Erzählungen uns die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage der Menschen im Böhmerwald, ihre nicht immer erfreuliche „Lebenswirklichkeit“ überliefert und vor allem in einer national aufgeheizten Zeit als „Apostel der Versöhnung“ sich um den Brückenschlag zwischen beiden Völkern Böhmens bemüht.

War Klostermann Deutscher oder Tscheche? Der Abstammung nach war er sicher ein deutscher Böhmerwälder. Er hat zu Beginn seiner literarischen Laufbahn seine Erzählungen deutsch geschrieben, in der Zeitschrift *Politik* wurden solche noch bis 1897 abgedruckt. Die Mehrzahl seiner Schriften freilich ist in tschechischer Sprache. Fünfmal hat er den tschechischen Literaturpreis erhalten. Für die Tschechen ist er der „Basník Sumavy“- „Der Dichter des Böhmerwaldes“. In jeder tschechischen Literaturgeschichte wird auf seine Werke hingewiesen. Nicht so im deutschen Bereich. Wir finden ihn in keiner Geschichte

der deutschen Literatur, auch Josef Mühlberger erwähnt ihn in seiner Tschechischen Literaturgeschichte nicht.

Für manche seiner deutschen Zeitgenossen war er kein Tscheche, sondern noch viel schlimmer: Er war ein Überläufer, ein Verräter an seinem Volk. Trotz seiner Beliebtheit bei den tschechischen Lesern stand er aber auch bei nationalen Tschechen in der Schusslinie. So wirft man ihm vor, dass seine handelnden Personen deutscher Nationalität seien. Und er wehrt sich im Vorwort zur Familiensaga *Kam spejí deti – Was aus den Kindern wird* 1901: „Ich beschreibe das Herzstück des Böhmerwaldes, dessen Natur und den harten Kampf, den der Mensch bestehen muß, den das Schicksal in diese Region hineingepflanzt hat. Und dieser Mensch dort ist seiner Abstammung nach Deutscher; an dieser Tatsache ändere weder ich noch jemand anderer etwas. Ich selbst [...] liebe jenen Menschen, jene Leute, von denen ich abstamme.“

Nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung zwischen Tschechen und Deutschen in Bergreichenstein schreibt er 1908 in einem Offenen Brief: „Ich bin meiner Überzeugung und Gesinnung nach ein ‚Tscheche‘, und ich habe das Recht zum mindesten ebenso wie die Herren ‚Taschek‘, ‚Zdiarsky‘ etc. ein Recht haben, Deutscher zu sein. [...] Ich vermag es ganz wohl, die Liebe zu beiden Stämmen, die mein böhmisches Vaterland bewohnen, in meinem Herzen zu vereinigen, und Ihre Väter haben dies auch vermocht; es ist ja noch so mancher übrig geblieben aus der alten Generation, fragen Sie ihn!“

Auffallend ist, dass er sich als „Tscheche“ immer in Anführungszeichen setzt. Und den Offenen Brief hat er nicht mit „Karel“, sondern mit „Karl“ unterzeichnet. Gerold Dvorak, der in den vergangenen Jahren eine Reihe von Werken Klostermanns übersetzt bzw. ediert hat, meint dazu: „Ich glaube, dass man nicht fragen sollte, ob Klostermann Deutscher oder Tscheche gewesen sei, sondern sagen muss, dass er sowohl Deutscher als auch Tscheche war.“

Nach der Wende wurde Klostermann wiederentdeckt. Der Stutz Verlag in Passau hat auch einige seiner Bücher neu aufgelegt. Klostermann, der als Deutscher mit seinen Erzählungen und Romanen den Tschechen den Böhmerwald erschlossen hat, bietet mit seinem Werk einen Beitrag zur Verständigung zwischen den beiden Völkern Böhmens.

Franz Bauer

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

Moses Schreiber genannt Chatam Sofer

Die Slowakei ehrte einen Frankfurter mit einer Sonderbriefmarke und einer Zehn-Euro-Gedenkmünze.

Die slowakische Nationalbank hatte 2012 zum 250. Geburtstag des großen Talmud-Gelehrten Moses Schreiber eine Zehn-Euro-Gedenkmünze herausgegeben, nachdem die slowakische Post schon früher mit einer fünf-Kronen-Sonderbriefmarke diesen großen in Pressburg tätig gewesenen deutschen Rabbiner geehrt hatte. Die Rand-schrift auf der Silbermünze weist auf seine Bedeutung hin: Rabin-Učenec-Sudca-Učiteľ



(Rabbiner-Gelehrter-Richter-Lehrer). Sein Grab in Pressburg ist bis heute eine Pilgerstätte für Juden aus vielen Teilen der Welt. Sein Name war eigentlich Moses oder Moshe Schreiber, bekannt wurde er allerdings als Chatam Sofer, wobei Sofer die hebräische Übersetzung des Wortes Schreiber ist und Chatam ein sogenanntes Akronym, ein aus den Anfangsbuchstaben gebildetes Wort für „Einsichten in die Thora des Moses“.



Der unter diesem Namen heute bekannte Sofer wurde im September 1762 in Frankfurt am Main geboren. Der genaue Tag wird unterschiedlich angegeben. Er starb 1839 in Pressburg, das er mit seiner Jeschiwa, einer Talmudhochschule, zu einem Zentrum des orthodoxen Judentums Mitteleuropas machte. Adolf Brüll, ein mährischer Jude, der als Rabbiner in Frankfurt wirkte, würdigte ihn 1892 in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Carsten Wilke 118 Jahre später in der Neuen Deutschen Biographie. Wir finden ihn im Österreichischen Biographischen Lexikon ebenso wie in der Encyclopedia Judaica und im Lexikon des Judentums, leider aber nicht in ostdeutschen und karpantendeutschen Biographien. Der Vater war Ladenhändler in Frankfurt, als Moshe geboren wurde. Die Mutter Reisel war die Tochter des Kabbalisten Elchanan. Unter den Vorfahren waren Gemeindeschreiber der Frankfurter Juden und Landesrabbiner für Hessen-Darmstadt. Der junge Sofer besuchte die Talmudhochschulen in Frankfurt und Mainz und war ein Schüler des Oberrabbiners Pinchas Horowitz und des Kabbalisten Nathan Adler. Diese beiden Lehrer zeigen, wie auch das Leben Sofers, die damalige europäische Weite des deutschen Judentums: Pinchas Horowitz stammte aus dem damals polnischen

Czortkow, heute Tschortkiw in der Ukraine, und starb als Rabbiner in Frankfurt. Sein Bruder Samuel amtierte als Rabbiner zunächst in galizischen Gemeinden und war später in Nikolsburg Vorsitzender des dortigen Gerichtshofes und Landesrabbiner von Mähren. Nathan Adler wurde in Frankfurt geboren und leitete eine eigene Talmudhochschule. Als Begründer einer westjüdisch-chassidischen Richtung (der Frankfurter Chassidim) machte er sich Feinde unter den Reformjuden und ging deshalb 1782 als Rabbiner ins mährische Boskowitz, wohin ihm sein Schüler Moshe Sofer nachfolgte. Während Adler später nach Frankfurt zurückkehrte, blieb Sofer in Mähren, und zwar in Prossnitz, wo er seine Talmudstudien weiterbetrieob und die Witwe Sarah Jernitz heiratete. Als ihn sein Schwager nicht mehr finanziell unterstützte, ging er als Rabbiner zunächst nach Straßnitz und später nach Mattersdorf im damals noch ungarischen Burgenland.

1806 wurde er zum Oberrabbiner in Pressburg berufen. Dort heiratete er nach dem Tode seiner Frau die verwitwete Tochter des Rabbi Akiba Eger aus Posen. Dieser Rabbi Akiba stammte aus Eisenstadt und war „die größte talmudische Autorität seiner Zeit“. Auch er war ein großer Verteidiger der jüdischen Orthodoxie und bekämpfte alle Neuerungen, war aber dennoch ein Reformler des Schulwesens und setzte sich für die bessere Stellung der Juden in der Gesellschaft ein.

In Pressburg blieb Sofer bis zu seinem Tode. Obwohl er nie nach Frankfurt zurückkehrte, unterschrieb er oft als „Moses aus Frankfurt am Main“, auch als „Moshe ha-katan (Moses der Kleine) aus Frankfurt“. „Seine Jeschiwa bildete viele Rabbiner aus, die dieses Wissen einer der bedeutendsten jüdischen Lehranstalten weitergaben, da Sofers Sohn und Enkel ihm als Rabbiner in Pressburg und Jeschiwa-Vorsteher nachfolgten. In jüngster Zeit erschienen hebräische, deutsche und englische Arbeiten über ihn in Israel, Österreich und in den USA. Sein Sohn und Nachfolger Awraham Schmuel Binjamin Sofer wurde 1815 in Pressburg geboren, wo er als Rabbiner und Vorsteher der Jeschiwa 1871 starb. Er wird als „Führungsfigur des ungarischen Judentums“ bezeichnet. Wie sein Vater wird er akronymisch nach seinem Hauptwerk als „Ktaw Sofer“ benannt. Einer seiner Schüler war Joseph Chaim Sonnenfeld, der als Antizionist 1932 in Jerusalem starb. Der Sohn von Ktaw Sofer und Enkel von Chatam Sofer, nämlich Simcha Bunim Sofer, führte die Jeschiwa in Pressburg weiter. Sein Bruder Shimon war Rabbiner in Erlau und wurde 1944 in Auschwitz ermordet. Ein weiterer Sohn, der Enkel Shimons führt die Arbeit seines Pressburger Vorfahren Chatam in den USA und in Israel als „Heilige Gemeinde Ktaw Sofer“ fort.

In orthodoxen jüdischen Kreisen ist das Grab Chatam Sofers in Pressburg bis heute eine Wallfahrtsstätte.

Rudolf Grulich

Vergessene Geschichte: Warum Visegrád?

Unsere schnelllebige Zeit verdrängt vieles, vor allem geschichtliche Tatsachen. In Deutschland kommt noch hinzu, dass der Geschichtsunterricht ein Stiefkind ist bzw. dass deutsche Geschichte auf die Jahre unseliger Politik eines verbrecherischen Regimes beschränkt wird. Auch die Tatsache, dass heute mit Ostdeutschland die neuen Bundesländer gemeint sind und dass die deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neisse und die alten deutschen Siedlungsgebiete in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa nicht mehr unter den Begriff *Deutscher Osten* fallen, hat historischen Kenntnissen Abbruch getan. Wer erinnert sich heute noch daran, dass sich nach der politischen Wende im Osten die Präsidenten der Tschechoslowakei, Polens und Ungarn regelmäßig in der Konferenz von Visegrád (Wischegrad) treffen wollten und dies auch später zu viert noch taten, als die Tschechoslowakei in zwei Staaten zerfallen war?

Wischegrad heißt im Slawischen Hohe Burg und begegnet uns als Ortsnamen in verschiedenen Schreibweisen in Böhmen, Bosnien und Ungarn. Das tschechische Vyšehrad ist vielen Prag-Touristen bekannt. Auf dem Felsen über der Moldau war einst ein frühmittelalterlicher Burgwall südlich der Prager Innenstadt, der später zu einer barocken Festung ausgebaut wurde. Zahlreiche Sehenswürdigkeiten locken dort die Besucher: Die St. Peter-und-Paul-Kirche, der National-Friedhof mit Gräbern bedeutender Persönlichkeiten der tschechischen Kultur und die alte Sankt-Martins-Rotunde. Dem bosnischen Višegrad hat der Literaturpreisträger Ivo Andrić in seinem Roman „Die Brücke über die Drina“ ein Denkmal gesetzt. Am wenigsten bekannt ist das ungarische Visegrád 40 Kilometer nördlich der ungarischen Hauptstadt, das Deutsch einmal Plintenburg hieß. Hier traf sich erstmals die sogenannte Visegrád-Gruppe, um nach dem Kalten Krieg gemeinsame Probleme zu lösen und eine Ergänzung oder sogar ein Gegengewicht zur heute ebenfalls vergessenen Pentagonale zu bilden. Diese lose Kooperation von fünf Staaten war bereits im November 1989 von Österreich ins Leben gerufen worden, zunächst von den vier Staaten Österreich, Italien, Ungarn und Jugoslawien, denen sich dann auch die ČSFR anschloss. Als 1991 auch Polen dazu kam, wurde daraus eine kurzlebige Hexagonale und nach dem Ende Jugoslawiens der gescheiterte Versuch einer Zentraleuropäischen Initiative (ZEI). Obwohl heute die vier Länder Ungarn, Polen, Tschechien und die Slowakei alle Mitglieder der Nato und der EU sind, treffen sich die Vertreter der Visegrád-Staaten regelmäßig zweimal im Jahr und unterstützen mit einem Internationalen Visegrád-Fond gemeinsame kulturelle Netzwerke.

Visegrád, auf einem Bergkegel am Donauknie gelegen, wurde 1991 von den geschichtsbewussten Mitteleuropäern als Sinnbild regionaler Kooperation gewählt, weil sich hier 1335 die Könige von Ungarn, Polen und Böhmen trafen, um eine Zusammenarbeit in Politik und Handel zu beschließen, um sozusagen ein ostmitteleuropäisches Benelux zu schaffen. Es waren dies der ungarische König Karl von Anjou, Kasimir der Große von Polen und König Johann von Böhmen, ein Luxemburger, der mit seinem Sohn Karl kam, der später sein Nachfolger als böhmischer König, dann aber auch deutscher König und dadurch als Karl IV. auch Römischer Kaiser werden sollte. Mit ihnen kamen viele Adelige und Bischöfe, so auch die Repräsentanten des Deutschen Ordens und Vertreter bedeutender Städte wie Breslau. Das dreiwöchige Treffen in Visegrád endete mit dem böhmisch-polnischen Vertrag vom 19. November 1335, der bestätigte, was bereits im August desselben Jahres König Johann von Böhmen mit Vertretern des polnischen Königs Kasimir in einem Vorvertrag in Trentschin (Trenčín) in Oberungarn, der heutigen Slowakei, ausgehandelt und bekräftigt hatte: Damals wurden Ober- und Niederschlesien an die Krone Böhmens angeschlossen und damit an das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. In Visegrád wurde das von den drei Königen bestätigt: Alle Herrschaftsgebiete Schlesiens kamen für immer zur „Krone Böhmens“, dafür verzichtete der böhmische König definitiv auf die polnische Königskrone, auf die König Johann durch die přemyslidische Erbfolge an die Luxemburger historische Rechte hätte ableiten können.

Seitdem gehörte Schlesien als eigenes Herrschaftsgebiet zum Königreich Böhmen und damit zum Reich, bis dann seit 1740 der preußische König Friedrich II. durch seine Raubkriege die Einheit Schlesiens zerstörte. Der Vorvertrag von Trentschin, den in Visegrád drei europäische Könige besiegelten, wurde 1337 in Posen und 1339 in Krakau urkundlich wiederholt und bekräftigt.

Rudolf Grulich

Tag der offenen Tür

Am **1. Juli 2017** wollen wir uns mit dem Thema beschäftigen **„Gehört der Islam zu Deutschland?“** und uns auch fragen: „Ist ein Dialog mit dem Islam möglich?“ Wir beginnen um **14.00 Uhr im Haus Königstein**, zum Sportfeld 14 in Geiß-Nidda und besuchen um **16.00 Uhr die Moschee in Nidda**. Als Türkeiberater von „Kirche in Not“ wird Professor Grulich in die Thematik einführen.

Wir freuen uns auf diese Begegnung und hoffen auf eine zahlreiche Teilnahme Ihrerseits.

Kryptochristen heute

Was ist mit den islamisierten Armeniern?

Im Laufe der Kirchengeschichte hat es immer wieder Zeiten der Verfolgung gegeben, in denen Christen ihren Glauben nur im Verborgenen ausüben konnten und sich nach außen hin sogar zu einer anderen Religion bekannnten. Als das Christentum in Japan nach 1614 unter Shogun Tokugawa Ieyasu verboten wurde und der Shogun alle Kirchen zerstören ließ, gab es im Untergrund, auch ohne Priester, weiterhin Christen. Es gab sogar noch christliches Beten und christliche Bräuche bis ins 19. Jahrhundert, als sich Japan wieder zur Außenwelt öffnete. Am 17. März 1865, also vor etwas mehr als 150 Jahren, entdeckte man in Oura bei Nagasaki die ersten sogenannten Altchristen, die ohne Priester und Sakramente überlebt hatten.

Auf dem Balkan gab es die Poturen in Bosnien, die nach außen Muslime zu sein schienen, aber insgeheim dem katholischen Glauben angingen. Während diese bei westlichen Kirchenhistorikern kaum bekannten Poturen am Anfang des 19. Jahrhunderts verschwanden, hielten sich bei den Albanern unter osmanischer Herrschaft die Laramanen. Sie besuchten zwar die Moscheen, ließen aber ihre Kinder taufen. Die katholischen Patres, meist Franziskaner, trauten auch die Paare und zelebrierten an hohen Festtagen in Privathäusern Gottesdienste für die Laramanen. Ihr Name bedeutet „die Bunten“ oder „Gescheckten“. Ihr Verhalten war auch Thema albanischer Nationalkonzile zur Zeit der osmanischen Herrschaft, die in Albanien und im Kosovo bis 1912 dauerte. Solche Laramanen gibt es bis heute, auch unter Gastarbeitern aus dem Kosovo in Deutschland und in der Schweiz.

Von Kryptochristen spricht man auch heute wieder in der Türkei. Aufgrund der Pogrome 1895/96 und 1908 an den Armeniern, aber auch an syrischen bzw. aramäischen Christen während des Völkermordes 1915, retteten sich viele Christen, indem sie den Islam annahmen. Hunderttausende von Frauen und Kindern verschwanden damals in türkischen, kurdischen und lazischen Harems. Die Übergriffe waren nicht auf das Jahr 1915 beschränkt, sondern dauerten bis 1923 an, als der Friedensvertrag von Lausanne den griechisch-türkischen „Bevölkerungsaustausch“ sanktionierte. War im Vertrag von Sèvres 1920 noch von einem eigenem armenischen Staat die Rede, den Präsident Wilson garantierte, so wurde Armenien in Lausanne nicht einmal erwähnt, denn Kemal Pascha hatte den jungen armenischen Staat gemeinsam mit den Truppen Lenins vernichtet.

Erst in jüngster Zeit entdeckt die heutige Türkei auch diese verlorene Generation. Zahlreiche junge Türken interessieren sich für ihre Großeltern, die oft erst im hohen Alter ihren Enkeln bekennen, keine Türken zu sein, sondern Armenier oder andere Christen. Bekannt wurde das auch durch das ins Deutsche übersetzte Buch von Fethiye Çetin *Meine armenische Großmutter. Erinnerungen*. Diese „verborgenen“ Türken sind keine Einzelfälle, denn es müssen Zehntausende, ja Hunderttausende gewesen sein, meist im Hinterland des Schwarzen Meeres und in Ostanatolien bis zu den Grenzen nach Irak und Syrien im Taurusgebirge. Darauf hat auch der im Jahre 2010 in seiner Bischofsstadt Iskenderun ermordete Bischof Luigi Padovese mehrfach hingewiesen, ebenso der 2006 in Trabzon, dem alten Trapezunt, erschossene italienische Priester Andrea Santoro. In Istanbul hat sich 2013 erstmals eine Konferenz *Islamisierte Armenier* mit diesem Problem beschäftigt.

Ein heute vergessener Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts war der 1881 in Erzerum geborene katholische armenische Priester Güregh Zohrabian, der diese Zeit der Verfolgung bis 1923 in Ostanatolien erlebte und darüber berichtete. Der später zum Bischof für die katholischen Exilarmenier der weltweiten armenischen Diaspora ernannte Güregh Zohrabian berichtet in seinem italienisch geschriebenen Tagebuch *A servizio di fratelli – memorie di vita missionaria* von seinen erfolgreichen Bemühungen, in der Nordost-Türkei am Schwarzen Meer solche verschleppten Frauen und Kinder zu befreien. Heinz Gstrein hat in seiner Biographie des Bischofs *300 Bastonadenhiebe für den Bischof* diese Tatsachen auch dem deutschen Leser vermittelt. Pater Zohrabian hatte nach dem Ersten Weltkrieg in Istanbul erfahren, dass viele christliche Frauen weiterverkauft worden waren, wenn sie nicht schon vorher in Harems verschwanden. Viele von ihnen konnte er in Istanbul mit Hilfe der alliierten Soldaten befreien, noch mehr im Bereich der Schwarzmeer-Mission, zu deren Superior in Trabzon er bestimmt war. Gleichzeitig war er zum französischen Vizekonsul in Erzerum ernannt worden und als „Oberst des Nachrichtendienstes in Zivil“, konnte er auch französische Soldaten bei seinen Befreiungsbemühungen einsetzen. Er schreibt: „Ein paar Tage später war ich schon in den Wäldern südlich von Trapezunt nach dem ersten Lazardorf unterwegs. Ich hatte nur eine Kompanie französische Alpenjäger mitgenommen. Zuviel Militär hätte die Haremsherrn rechtzeitig gewarnt, ihre Opfer auf dem Dachboden, im Keller oder in einer Höhle zu verstecken. Den ersten Ort im Kara Dere-Si ließ ich zunächst unauffällig umstellen. Dann zog ich allein mit den Maultieren und ihren Treibern auf den Dorfplatz ein, wo ich im Teehaus verkünden ließ, dass ich als Priester zu den christlichen Frauen gekommen sei und es mich schon etwas kosten ließe, mich nach so vielen Jahren

um ihre Seelsorge kümmern zu dürfen. Zu meiner Freude kamen tatsächlich ein paar Männer, die mich herzlich begrüßten und nach Hause einluden. Ja, sie hätten sich 1915/16 Christenmädchen eingekauft, seien aber inzwischen von diesen einmaligen Frauen selbst zum Glauben geführt worden. Äußerlich wären sie Muslime geblieben, daheim gebe es aber ein Kreuz und werde von der ganzen Familie das Vaterunser gebetet.“

Pater Zohrabian überzeugte sich nach Möglichkeit von der Richtigkeit der Aussagen. Einzelne Frauen blieben sogar in den Familien und ließen ihre Kinder von ihm taufen und wenn es möglich war, die Ehen einsegnen. In diesen Familien erhielt Zohrabian Hinweise, wo andere Mädchen und Frauen gefangen gehalten wurden und wo es Hoffnung auf Loskauf gäbe, denn sowohl der Kapuziner-Orden, dem er angehörte, als auch die französischen Behörden, hatten ihm Geld für den Freikauf mitgegeben. Die Frauen, die ihm gegen Geld angeboten wurden, „waren in der Regel schon durch viele Hände gegangen, wurden von ihren jetzigen Herrn schlimmer als die Haustiere behandelt und sahen trotz ihrer jungen Jahre wie lebende Wracks aus“. Dass es möglich war, im Sommer 1919 etwa 3000 Frauen und Mädchen sowie tausend Knaben zu befreien, war nicht immer leicht. Zohrabian berichtet:

„Als ich noch beim Handeln war, ließ mir der französische Capitain aus dem Wald melden, dass eine Gruppe bewaffneter Männer mit zwei Dutzend Mädchen zu fliehen versucht habe. Schon beim Anblick der Alpenjäger waren sie aber ins Dorf zurückgewichen.

Ich bat ihn, den Kreis immer enger zu ziehen und dann Haus um Haus zu durchsuchen. In einem Fall kamen wir allerdings zu spät: Ein alter Laze hatte seine ‚Lieblingsfrau‘, ein 12jähriges Mädchen, in der Scheune erstochen, bevor es ihm die Soldaten wegnehmen konnten. Capitain Gérard ließ ihn an der Platane vor dem Teehaus aufknüpfen. Ich hatte dagegen protestiert, doch blieb der Savoyarde unnachgiebig: ‚Zu Befehl, Pater Oberst, auch wenn Sie mich vors Kriegsgericht bringen: Der Lustgreis hat den Strick verdient. Außerdem werden Sie schon beim nächsten Haremsknacken den Abschreckungseffekt merken!‘ Tatsächlich wagte kein lazischer Wüstling einen Mord mehr. Wir befreiten die Frauen aus den raffiniertesten Verstecken, fanden aber auch überall heraus, dass sich um viele von ihnen neue christliche Familien gebildet hatten. Die Vorsehung geht oft für uns schwache Menschen harte und unerforschliche Wege, die aber immer, wenn auch oft spät, zu Gnade und Glück führen.“

Im damals noch bewohnten griechischen Sumela-Kloster bei Trabzon konnte Zohrabian ein Sammellager einrichten, wo sich die befreiten Christen erholen konnten, ehe sie zu Bekannten oder noch lebenden Verwandten weiter geleitet wurden. Zohrabian konnte drei

Jahre am Schwarzen Meer arbeiten, doch als sich die Franzosen mit Kemal Pascha, dem späteren Atatürk, zunächst im November 1921 in Kilikien über den Abzug einigten und sich dann im Mai 1922 auch aus Trabzon zurückzogen, verließen die meisten Christen das Gebiet, auch der griechisch-orthodoxe Metropolit Chrysanthos, die armenisch-orthodoxen und armenisch-katholischen Priester und die Christlichen Schulbrüder.

„Die Franzosen wollten auch mich mitnehmen, doch gab ich ihnen ein für allemal zu verstehen, dass ich nicht früher weichen würde als der letzte Christ, der meiner Fürsorge und Obhut anvertraut war. Ich wollte es nicht zum zweiten Mal erleben, dass ich in verhältnismäßiger Sicherheit in Konstantinopel saß, während in meiner Mission Tod und Zerstörung ihren Einzug hielten.

Noch war mir ein Sommer gegönnt, um die Christen des Pontus auf alles vorzubereiten, was ihnen bevorstand: Austreibung, Tod, Verfolgung und bestenfalls Katakombendasein. Ich will mich nicht selbst für meine Arbeit loben. Jedenfalls ist es heute, zur Zeit des II. Vatikanischen Konzils, so, dass keine Region der asiatischen Türkei so viele Geheimchristen zählt wie gerade der Pontus, die Gegend von Trapezunt.“

1923 begann eine neue Leidenszeit, als die Griechen umgesiedelt und aus Häusern und Wohnungen geprügelt wurden. Im März 1923 wurde Zohrabian nach Istanbul gebracht, wo er nach 300 Stockschlägen, der Bastonade, gehängt werden sollte, aber nach der Bastonade durch einen Offizier, der ihn als Kind in Erzerum kennengelernt und dem er geholfen hatte, gerettet wurde. Über das Ökumenische Patriarchat kam der Schwerverletzte nach Athen. Er war trotz der Verkrüppelung seiner Füße durch die Bastonade ungebrochen, schrieb ein Handbuch für die Muslim-Mission und bemühte sich als Missionsbischof in Syrien um Christen, Eziden und Muslime. Seine Aufzeichnungen wären es wert, veröffentlicht zu werden, um mehr Licht in das Dunkel der Kryptochristen in Anatolien zu bringen.

Seine Aussagen sind heute wieder aktuell. Irfan Ortaç, der Vorsitzende der Christlich-Ezidischen Gesellschaft, die im Januar 2011 in Nidda gegründet wurde, berichtete nach seiner Reise in den Irak, von Verkäufen gefangener und verschleppter ezidischer und christlicher Frauen und Mädchen durch den Islamischen Staat. Die „Gotteskämpfer“ bezahlen zwischen 25 und 75 Dollar für eine Frau je nach Alter. Die Eziden in Deutschland haben einen Fond eingerichtet, um die Sklavinnen frei zu kaufen, was bis zu 10 000 Dollar für den Loskauf einer Unglücklichen kostet. Erschreckend dabei ist auch, dass die Übergabe oft in der Türkei geschieht, wo Zwischenhändler tätig sind und die Preise bestimmen.

Rudolf Grulich

Die Macht des Vergebens

Ein Buchtitel, der mich aufhören ließ. Eva Mozes Kor, eine Auschwitzüberlebende verzeiht ihren Peinigern! Ist das möglich? Glaubhaft und überzeugend schildert Eva Mozes Kor in ihrem Zeitzeugenbericht „Die Macht des Vergebens“, dass sie es lernte, den Hass zu besiegen und so die Macht des Vergebens erleben durfte. Es sei ihr möglich gewesen, dem Lagerarzt Dr. Münch, der sie und ihre Zwillingsschwester für seine medizinischen Experimente missbrauchte, die Hand zu reichen und ihm zu verzeihen. Es war für sie die einzige Möglichkeit, ihre traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten, aber nicht zu vergessen.

In unseren Mitteilungen Heft 4-2016 berichtete Professor Grulich über den verstorbenen Karlspreisträger Max Mannheimer, dessen Eltern, seine Schwester, seine Frau und einer seiner Brüder in Auschwitz umkamen. Er schwor 1945, nie mehr Deutschland zu betreten, das er als Neutitscheiner nur vom KZ Dachau her kannte, aber wurde dennoch ein Zeitzeuge des Holocaust, der in Schulen sagte: „Ich komme als Zeuge jener Zeit in die Schulen, nicht als Richter oder Ankläger.“ Noch im Vorjahr hielt er im Bayerischen Landtag die Gedenkrede zum 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz und war an seinem 95. Geburtstag mit dem amerikanischen Vizepräsidenten Joe Biden in Dachau.

Auch Frau Eva Moszes Kor möchte als Zeitzeugin nicht anklagen, sondern die Hand zur Vergebung reichen. Sie wurde als Zehnjährige mit ihrer Zwillingsschwester Miriam, den Eltern und zwei weiteren Geschwistern nach Auschwitz deportiert. Die Zwillinge wurden sofort von der Familie getrennt und von dem KZ-Lager Arzt Dr. Josef Mengele für die grauenhaften Experimente der Zwillingforschung missbraucht. Die Zwillinge überstanden die grausamen Experimente, behielten jedoch große gesundheitliche Schäden zurück. Sie erlebten 1945 die Befreiung.

Eva Kor versuchte die grauenhaften Erlebnisse zu verdrängen und ein normales Leben zu führen; das misslang. Hass habe sich breitgemacht und nach und nach das Denken bestimmt. „Ich erinnere mich an meine Unruhe, an meinen Zorn auf die Welt und ganz besonders auf die Deutschen. Das Wort Vergeben existierte nicht in meinem Vokabular, nicht mal ansatzweise in meinem Denken“, schildert Eva Kor. Ihre Schwester Miriam wurde sehr krank, eine Nierentransplantation konnte nicht helfen, die Spenderniere der Schwester wurde vom Körper abgestoßen. Als Ursache dafür waren sich die Ärzte „sicher, dass diese mysteriöse Substanz seit den Auschwitz-Experimenten in ihrem Körper wucherte und Blasenkrebs verursacht hatte. Aber sie wussten nicht, was man dagegen unternehmen konnte.“ So

schreibt Eva Mozes Kor. Es war in dieser Zeit unmöglich, etwas über die Experimente herauszubekommen. „Hätten wir unsere Auschwitz-Akte gefunden und damit endlich einen Hinweis auf die Experimente, hätte Miriams Leben gerettet werden können.“ Doch dies war leider unmöglich.

Nach dem Tod ihrer Zwillingsschwester bekam Frau Eva Mozes Kor eine Einladung zu einem Kongress in Boston. Sie sollte an der Bostoner Universität einen Vortrag über Auschwitz und die „Zwilling-Experimente“ halten und wurde gebeten, wenn möglich, einen „Auschwitz-Arzt“ mitzubringen. Das war der Anlass für Eva Mozes Kor, den Kontakt zu dem Lagerarzt Dr. Hans Münch herzustellen und mit ihm einen Termin zu vereinbaren. Sie hoffte endlich an Aufzeichnungen über die damaligen Experimente an ihr, ihrer Zwillingsschwester und den anderen sogenannten Mengele-Zwillingen zu kommen. Sie erinnerte sich, dass bei einem 1991 mit einem deutschen Fernsteam gedrehten Film ein ehemaliger Arzt aus Auschwitz gesprochen habe: Dr. Hans Münch.

Das Treffen kam zustande und sie lernte den Lagerarzt Dr. Münch als einen netten, höflichen alten Mann kennen. Sie erwartete einen „überheblichen Nazi, der mir armen Überlebenden hoheitsvoll eine Audienz gewährte – aber so ist er nicht. ... Ich bin davon ausgegangen, ein Monster zu sehen: SS-Untersturmführer Hans Münch, Lagerarzt in Auschwitz, Handlanger Hitlers bei einem der größten Verbrechen der Menschheit. Aber er ist nett. Ein höflicher alter Mann mit einem weißen Bart.“ Am Ende des Interviews stellte Frau Kor ihm die Frage: „Sie waren in Auschwitz, Dr. Münch – wussten Sie, wo die Gaskammern waren? Haben Sie dort hingesehen? Wissen Sie irgendetwas darüber?“ Dann schreibt Eva Kor weiter: „Dr. Münch schluckt und er senkt den Kopf. Dann schaute er auf, doch seine Augen, die mich eben noch so freundlich und mild anblickten, starren plötzlich durch mich durch, ins nirgendwo. Er hauchte mehr, als dass er spricht: ‚Das ist mein Problem [...]‘. Wieder schluckte er. ‚Das ist ein Albtraum, mit dem ich täglich leben muss [...] seit annähernd 50 Jahren.‘ Dann sagte er noch: ‚Alle Erinnerungen an Auschwitz waren so, dass ich keine Freude mehr am Leben hatte.‘ Ehe er vor Scham und Horror in sich versinkt. Vor mir sitzt ein gebrochener Mann. Ich schweige.“

Durch ihren erschütternden Zeitzeugenbericht zeigt Frau Eva Mozes Kor ihren Weg auf mit ihrem Schicksal fertig zu werden und versucht dem Leser die „Macht des Vergebens“ zu vermitteln, was sie an vielen Beispielen erklärt: „Letztlich ist mir klar geworden: Es geht immer wieder darum, selbst der Mensch zu werden, den wir uns in anderen wünschen.“

Angelika Steinhauer

Patrick Strosche. „**Wohin soll ich mich wenden?**“ (=Kirche und Heimat Band 6). 2017, 192 Seiten. Euro 9,80

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.** 2016, 336 Seiten. Euro 16,80

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948,** (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, 29,80 EUR

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:
Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.